Ein Augenschein in Westdeutschland

Autor(en): **Giovanoli, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1964)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-337575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

einer neuen Generation von Filmschaffenden kann heute aber nur auf dem Weg über eine bewußt geführte Filmschulung erreicht werden.

Schaffen wir also heute die Voraussetzungen für den Schweizer Film von morgen.

Die «Rote Revue» ist ein Diskussionsorgan, und die Autoren der in ihr erscheinenden Aufsätze können daher in dem Rahmen, der durch Demokratie und Sozialismus abgesteckt ist, jede – auch unorthodoxe – ehrliche Überzeugung aussprechen.

Die logische Folge der Meinungsfreiheit in den Spalten der «Roten Revue» ist, daß die in ihr vertretenen Auffassungen nicht notwendigerweise mit denen der Redaktion übereinstimmen und keinesfalls als die offizielle Ansicht der SPS anzusehen sind.

Dies möge bei der Lektüre des nachfolgenden Artikels berücksichtigt werden. *Die Redaktion*

RUDOLF GIOVANOLI

Ein Augenschein in Westdeutschland

Meinem Vater zugeeignet

Karl Marx ist bekanntlich tot. Mausetot. Und mit ihm ist – so wird uns wenigstens versichert – auch seine Lehre hinfällig geworden. Von Sozialethik ist nun viel die Rede, von Versöhnung, von sozialer Partnerschaft, ja sogar von einer Wohlstandsgesellschaft. Ein Heer von Soziologen und Publizisten wird aufgeboten, um wissenschaftlich und also bündig nachzuweisen, daß die kapitalistische Ordnung den Klassengegensatz überwunden und daß sich die Gesetze des Materialismus als unrichtig herausgestellt hätten. Das Marktangebot sei groß wie nie zuvor, der Konsum laufe auf höchsten Touren, die Verelendung sei längst beseitigt; kurz: der arbeitende Mensch könne sich heute ungehindert entfalten, und überhaupt sei die These von der Entfremdung in keiner Weise mehr haltbar.

Es ist ein glänzendes Bild, das da von den Managern kapitalistischer Machtfülle entworfen wird. Bloß hin und wieder finden sich graue Flecken drin; etwa dann, wenn von sozialen Unruhen in Notstandsgebieten der USA zu lesen ist, von Hungermärschen in Chicago und so weiter[1]. Gelegentlich

[1] Siehe Tageszeitungen um den 22. Februar 1964, z. B. «Süddeutsche Zeitung» Nr. 46 oder auch «Die Zeit» Nr. 9 vom 28. Februar 1964 usw.

ist man auch recht erstaunt, zu vernehmen, wie sich das Lohngefüge im Lande des sogenannten Wirtschaftswunders und der «sozialen» Marktwirtschaft bei näherem Hinsehen ausnimmt: Da kann man beispielsweise nachlesen, daß der prozentuale private Verbrauch von 1950 bis 1960 um fast 8 Prozent abgenommen hat, daß die unteren Einkommensklassen sich dauernd stark vermehren, daß die Renten miserabel sind, daß die breite Schicht derjenigen, die unter dem Existenzminimum leben, in Zunahme begriffen ist, daß nur ein Viertel aller Arbeiter eine Wohnung mit eigenem Bad besitzt; alles in allem können sich die Arbeitnehmer wohl mehr leisten als früher, sie sind aber im Verhältnis zu den höheren Schichten nach wie vor benachteiligt. Alles andere, auch die Tendenz, die gesellschaftliche Situation nur gerade am Konsumgüterverbrauch zu messen, läuft auf Selbstbetrug hinaus[2].

Aber solche Mißtöne sind selten genug, und man überhört sie gern, besonders, wenn man in der Schweiz, also in einem Land der traditionellen Idylle lebt, und vor allem dann, wenn man selber nicht gerade auf einem dieser grauen Flecke steht. Man ist ferner auch gern bereit, die Tatsache zu vergessen, daß in der Schweiz eine Armee von unorganisierten und folglich ihrer selbst kaum bewußten Arbeitskräften aus dem Ausland mehr und mehr in die Funktion eines Sklavenheeres hineinwächst; der Umstand ist höchstens Anlaß zu Ärgernis über die Fremden und selbstgefälliger Konjunkturkritik.

Sklaven: das heißt eine Klasse, die am Gemeinwesen, in dem sie produziert, überhaupt nicht teilnimmt; die man freilich aus ökonomischen, human verbrämten Gründen so gut als irgendmöglich stellt, zumal es sich erwiesen hat, daß dann der Nutzeffekt der größte ist und sich also die christliche Sozialethik wieder in barer Münze auszahlt. – Gern übersieht man aber auch die Expansion der Märkte, die letztlich unveränderte (wenngleich in ihren äußeren Zügen durchaus wandelbare) Handhabung imperialistischer Außenwirtschaft, und schließlich übersieht man auch die zunehmende Akkumulation des Kapitals[3]. Wie sollte man dies auch zur Kenntnis nehmen – es geht uns doch so gut wie nie zuvor!

Ärgerlich und überaus unpassend platzt dann in solch edle Einfalt bisweilen ein Bericht, der rücksichtslos das Bild gesellschaftlicher Wirklichkeit wiedergibt. Einen solchen Bericht aus sehr unverdächtiger Hand – von Theologen – haben uns *Horst Symanowski* und *Fritz Vilmar* zugänglich gemacht[4]. Die Schrift, von der nachstehend die Rede sein soll, kann aller-

---

[2] «konkret» (Hamburg) Dezember 1962.

[3] Siehe verschiedene Publikationen von Kurt Pritzkoleit. Die neueste, «Gott erhält die Mächtigen», Düsseldorf 1963, konnten wir noch nicht einsehen.

[4] Horst Symanowski und Fritz Vilmar, Die Welt des Arbeiters. Junge Pfarrer berichten aus der Fabrik. Reihe «Antworten», Band 2, Frankfurt am Main 1963.

dings in keiner Weise eine gründliche, umfassende, marxistische Analyse, wie etwa diejenige von Friedrich Engels, «Die Lage der arbeitenden Klassen in England», ersetzen. In Ermangelung von etwas Besserem müssen wir uns dennoch an diese Schrift halten. Sie entlarvt unerbittlich die Wirklichkeit heutiger industrieller Gesellschaft und straft das pausenlose Geschwätz von «sozialer Partnerschaft» und «Wohlstandsnivellierung» Lügen.

Ausgangspunkt

Wer, wie gesagt, in der schweizerischen Idylle lebt, das ist: in einem Lande, das vorwiegend Veredelungsindustrie besitzt und folglich das Ethos des viel und angestrengt Arbeitens recht leicht auf sich nehmen kann, wer also in solch bevorzugter Umgebung lebt und dabei selbst bevorzugt ist, der läuft Gefahr, das maßstäblich Verkleinerte für die große Wirklichkeit zu halten, dem ist dringend geboten, Berichte aus der Industriewelt zu studieren. Wir meinen damit nicht jene psychologisierenden, beschönigenden Studien, die nur dazu angetan sind, die Selbsttäuschung zu festigen; wir denken vielmehr an Berichte über das *unmittelbare* Erleben und Erleiden des Fabrikalltags.

Industriewelt: das ist die wirkliche Welt, die ganz unten schaffende, die Welt des Tätigseins in einem grundlegenden Sinne, des Schöpferischen insoweit, als wir andern, Bevorzugten, wir alle letzten Endes unser bevorzugtes Dasein ihr *und nur ihr* verdanken. Industriewelt: das ist nicht die halbländliche Idylle etwa von Gerlafingen (die im Grunde ein Fossil aus längst vergangener Zeit darstellt); das ist die ungeheure Konzentration der Gruben, Werke, Schlote; das ist Ruß und Rauch und Schmutz und infernalischer Lärm, mit einem Wort: es ist die Verfremdung menschlichen Seins.

Aus dieser künstlichen und dabei gewiß nicht so einfach zu beseitigenden Wirklichkeit, in der die Mehrzahl der Werktätigen lebt, aus dieser Welt zu hören muß uns dringendes Gebot sein, wenn wir uns Sozialdemokraten nennen wollen. Denn *diese* Welt – und nicht die halbländliche Idylle – macht ja den Unterbau aus. Auf ihr, auf den Produktionsmitteln, beruht die ganze Welt und wir mit ihr.

Den Ausgangspunkt der Schrift, von der im folgenden die Rede ist, legt im Geleitwort Prof. Helmut Gollwitzer dar, also ein Theologe, wie überhaupt der ganze Bericht vom Gesichtspunkt des Theologen aus angelegt ist – es wird darauf noch zurückzukommen sein. Das Geleitwort setzt zunächst einmal Subjekt und Objekt ins richtige Verhältnis. Von einer «oberen Schicht» ist schon hier die Rede, von der Schicht derjenigen, die *satt werden,* und dabei ist wohl nicht einmal so sehr ans rein physische Sattwerden gedacht. Man spürt einen umfassenderen Sinn heraus. Dann wird

in dem Gestrüpp der Partnerschaftsideologie und des Geredes von der sogenannten Wohlstandsgesellschaft eine «untere Schicht» freigelegt. Es ist die Schicht der «Hungernden», wobei auch hier mit Hunger mehr als nur ein Zustand des Magens verstanden wird. Es wird dann ferner festgestellt, daß es in dieser Zweiteilung der Gesellschaft Differenzierungen gebe; daß die übelsten Arten von Verelendung sich seit den Zeiten des Frühkapitalismus verringert hätten, und daß es auch in der «unteren Schicht» Unterschiede, Rangstufen gebe. Dies aber darf – immer nach Gollwitzer – nicht dazu verführen, der durchsichtig-beruhigenden Sozialpartner-Ideologie zu verfallen. Gollwitzer hält auch von Anbeginn an fest:

> «Eine Legende ist es, daß bei Pastoren und Unternehmern sich inzwischen herumgesprochen habe, wie der Arbeiter dran ist.»

Das ist wohl deutlich genug: Es ist das Ende der Partnerschaftslegende. Denn «Partner» sein hieße doch wohl in erster Linie wissen, was der andere ist.

Ausgehend also von der Tatsache der Klassengesellschaft, wurde im Jahre 1956 ein «Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie» geschaffen. Bis zum Frühling 1963 durchliefen 80 Vikare und Pfarrer in sieben Halbjahreskursen folgende Schulung:

- Erstens: Vorlesungen über Volkswirtschaft, Sozialismus, Marxismus und dergleichen.
- Zweitens: Acht Wochen Arbeit in der Produktion oder im Büro von Großbetrieben; teils in normaler Arbeitszeit, teils als Schichtarbeiter und teils als Pendler.
- Drittens: Gespräche über die theologischen Konsequenzen des Erlebten.

In der Publikation von Symanowski und Vilmar werden die Ergebnisse von 1956 bis 1959 ausgewertet. Ihnen wollen wir uns nun zuwenden.

Einstieg

Die Herausgeber stellen die Notwendigkeit voran, auf die Dialektik von Theorie und Praxis hinzuweisen, und das mit Recht. Theorie ohne Praxis bleibt Hirngespinst, und Praxis ohne Theorie steigt nie über platten Sozialreformismus hinaus. Dann wird auch betont, daß die traditionelle individualistische Sicht der Welt geradezu die Unfähigkeit erzeuge, die Wirklichkeit zu begreifen, «geschweige denn zutreffend zu kritisieren». Wir halten somit schon an dieser Stelle fest, daß *Karl Marx noch immer stimmt.* Das wird sich im Laufe des Berichtes erhärten.

Das gesellschaftliche Sein bestimmt das Bewußtsein des Menschen. Diese materialistische Grundwahrheit – vielfältig «widerlegt» und doch immer neu bestätigt – erfahren die jungen Pfarrer sogleich in krasser Weise beim

Untertauchen im Produktionsprozeß. Mit dem Wechsel von Umgebung, Arbeit und Anforderungen wechselt der ganze Mensch. Besonders schlimm ist diese Erfahrung bei der Schichtarbeit; diese verändert den Tagesablauf, die normale Stundeneinteilung, und hat tiefgreifende Wirkungen auf Familienleben und geistige (auch theologische!) Regsamkeit. Die Frage nach Gott ist somit Bestandteil des Überbaues. Es gibt – das ist vielleicht das Schlimmste daran – vor allem kein wirkliches Eingewöhnen in diesen Rhythmus; das ganze Leben spielt sich nur noch im Hinblick auf den Feierabend oder auf ein freies Wochenende ab. Geistige Betätigung erweist sich als physisch erschwert; bald einmal nimmt aber selbst das *Bedürfnis* dazu ab, zumal die Aufmerksamkeit und das Aufnahmevermögen rasch nachlassen. Dabei schwillt anderseits gerade in dem Industriemilieu – Staub, Schmutz, Lärm, Häßlichkeit – der Lebenshunger ungeheuer an. Man beginnt zu ahnen, weshalb beispielsweise Kino und Fernsehen für den werktätigen Menschen eine so überragende Rolle spielen.

Es herrscht Einhelligkeit darüber, wie unerwartet stark der Produktionsprozeß den Menschen verändert. Unerwartet, weil man sich ja über diese Dinge bestens im Bilde wähnt. Aber, so sagt Symanowski, es ist eben diese Industriewelt im Grunde unerkannt, *weil sie bekannt ist* (im Sinne Hegels): Es ist zuviel abstrakt Bekanntes in aller Leute Mund, als daß die konkreten Entfremdungen wirklich bewußt würden, besonders der «oberen Schicht», die alles über den Produktions- und Arbeitsprozeß zu wissen glaubt. Dies, so Symanowski, «zeigt nicht zuletzt ihr verharmlosendes Reden von der gelungenen ‚Entproletarisierung'».

Verfremdung

Wenn schon die Industriewelt als Umgebung wie ein völlig Unbekanntes auf die Berichterstatter einwirkt, so wirft erst recht die eigentliche Fabrikarbeit alle anerzogenen oder überkommenen Anschauungen über den Haufen. Erstaunen herrscht zunächst einmal darüber, daß durchaus Arbeitswochen mit bis zu 60 Stunden vorkommen können, obwohl doch das Gesetz die 45-Stunden-Woche vorschreibt. Zweitens fällt ins Auge, daß die Leistungsnormen ständig hinaufgeschraubt werden, so daß der Arbeiter gezwungenermaßen in die Abwehr durch passiven Widerstand verfällt. Dies wiederum ruft ein ganzes System von Kontrollen auf den Plan; das Ergebnis ist eine Atmosphäre allgemeinen Mißtrauens, manchmal sogar des Betruges.

Trotz der Mechanisierung ist der Produktionsprozeß keineswegs von Haus aus leichter geworden. Einerseits zwingt die Arbeit wohl zu einer Folge immer wiederkehrender Handgriffe, was dem Tagesablauf seine Monotonie aufprägt. Aber anderseits ist gerade an der Maschine die Arbeit durchaus nicht unbedingt «stupid»; im Gegenteil verlangt sie oft scharfes

Aufpassen – bei gleichbleibender Monotonie der Handgriffe –, so daß die nervliche Belastung beachtlich groß sein kann. Die gehetzte Atmosphäre und der unvorstellbare Lärm in einer Maschinenhalle erleichtern das alles auch nicht. Nur bei vereinzelten, bestimmten Formen der Produktion kann der Mensch in gewissem Sinne Herr der Maschine sein; dann nämlich, wenn er etwas verantwortlich planend produziert. Aber: «Wirklich ‚Herr' der Maschine ist der Arbeiter nie»; denn er steht ja so oder so unter dem Zwang der Produktionsverhältnisse. Im allgemeinen empfindet sich der Arbeiter jedenfalls – so wird berichtet – nach wie vor als Sklave; sein Leben erscheint ihm im Grunde unmenschlich, seine Arbeit hat nicht das geringste mit dem wirklichen Leben zu tun. Die Arbeit verschlingt den Menschen, frißt ihn auf, zehrt an seiner Lebenskraft, vergewaltigt ihn, führt ihn vom Menschsein weg. Es kommt dazu, daß, wie schon angedeutet, das Akkordsystem ein System der Täuschung, der Lüge und des Betruges ist; es zerstört das Arbeitsethos. Daß überhaupt etwas Positives herausschaut, liegt wohl nur an der seit Generationen eingepeitschten, erzwungenen Disziplin.

«Jedenfalls muß man das eine klar aussprechen: Das Leben an der Maschine, gar in Schichtarbeit, wo Tag für Tag dieselben Handgriffe zu tun sind, ist furchbar. So furchtbar, wie keiner es weiß und sich vorstellt, der es nicht erlebt hat.»

Solche Sprache von gewiß nicht zu Revolutionären bestimmten jungen Leuten ist deutlich genug. Und wir zweifeln nicht, daran, daß dies die Wirklichkeit der Fabrikarbeit wiedergibt; die schönfärberischen, milden Beurteilungen von Betriebspsychologen sind durch das hinreichend zu Fälschungen gestempelt.

Acht Stunden solcher Arbeit werden als zuviel empfunden, als unmenschlich; denn trotz den «ewig gleichen Handgriffen» besteht ja, wie gesagt, meistens eine ständige Anspannung. Mindestens hier – wenn nicht überhaupt – ist also die Automation eine Erlösung für den werktätigen Menschen. Die theologische These vom «Mythos Technik» scheint uns aus dieser Sicht kaum mehr angebracht; hier tritt die Technik nicht als überirdische Erlöserin auf, nicht als Gott und auch nicht als «Dämon», sondern ganz schlicht als Selbsthilfe des entfremdeten Menschen. Die landläufige Dämonisierung der Technik ist ein idealistisches Phantom.

Eines steht fest: Die Arbeitsfron strengt an, ist dabei doch monoton, macht gereizt; sie hat eben mit dem Leben des Menschen nichts mehr zu schaffen. Sie ist «wie ein Hohlraum in der eigenen Existenz», dieser Zeitraum wird dem Menschen *gestohlen*. Ganz ohne Zweifel würde in diesem System – Arbeitsfron, Akkordvorgabe, Kontrollen, Mißtrauen und Betrug – die Arbeiterselbstverwaltung nicht von einer Stunde auf die andere funktio-

nieren; aber die Arbeiter werden ja gerade in dieser Hinsicht mit Vorbedacht unmündig gehalten – soweit wenigstens, als der Produktionsprozeß es nicht aus ökonomischen Gründen anders verlangt. Solange aber die Arbeiterschaft nicht willens und in der Lage ist, Selbstverwaltung auszuüben, solange bleiben die Arbeiter auch im politischen Leben Untertanen. und solange wird die Klassengesellschaft auf jeden Fall bestehen bleiben.

Erstaunen löst bei den jungen Pfarrern der ausgesprochen niedrige Lohn des Fabrikarbeiters aus. Entgegen dem allgemeinen Gerede sind die Löhne unverhältnismäßig schlecht. Sie sind ein billiges Entgelt für die geleistete Fron und weisen keineswegs den Charakter echten Gegenwertes auf. Das ist wohl nicht ganz unbeabsichtigt, gibt es doch erst dem geschickt angelegten Prämiensystem den notwendigen Anreiz. Die Lohnregelung ist also derzeit in erster Linie auf Antreiben angelegt und bestimmt zusammen mit den laufend gesteigerten Leistungsnormen die Hetze der Fließbandproduktion. Man ist denn auch nicht verwundert, in diesem Bericht von einem Fall zu lesen, in welchem siebzehnjährige Mädchen für 97 Deutsche Pfennige Stundenlohn Nachtarbeit verrichteten, weil sie eben tagsüber nur 86 Pfennige verdienen.

Auch von Auswirkungen der Schichtarbeit auf die Privat- und Intimsphäre des Arbeiters wird berichtet. Sie sind verheerend. Eine Folge ist das Aneinander-Vorbeileben der Ehegatten oder der ganzen Familie; viele Ehen zerbrechen daran, und es können manchmal auch physische Schäden festgestellt werden. Oder die Schichtarbeit kann auch zu völliger Kontaktunfähigkeit führen, woraus wiederum die für uns Bevorzugte unverständliche Konsumwahl begreiflich wird: Der durch die Maschine versklavte, deformierte Mensch sucht in nichtigen Vergnügungen Ausgleich und Entspannung.

Die moderne Fabrikarbeit erzeugt mit andern Worten noch heute dieselbe Verfremdung, die schon Marx und Engels beschrieben und analysiert haben; nur die Äußerlichkeiten haben sich gewandelt und die Arten, wie der einzelne mit ihr fertig zu werden versucht. Das alles wird in unserem Bericht offen eingestanden. Einer Selbsttäuschung erliegt Vilmar aber offensichtlich dort, wo er diese Verfremdung einem «pervertierten Rentabilitätsideal» zur Last legt, dem «heute der Mensch mit seinem natürlichen Lebens- und Arbeitsrhythmus geopfert» werde. Dieses «Ideal» ist keineswegs pervertiert. Es ist ausschließlich in Frucht der Produktionsverhältnisse. Nicht ein «Ideal» und nicht der «Dämon Technik» versklaven den Menschen, sondern umgekehrt erwächst das ganze Übel unverändert aus der Gesellschaftsordnung. Hier tritt zutage, wie untauglich der theologische Ansatz ist, von dem aus die Lage der Arbeiterschaft verbessert werden soll. Er ist untauglich, *weil* er eben theologisch, nicht materalistisch ist. Der

Bericht belegt ja gerade, daß die Reform einzelner Institutionen des Überbaus die Symptome des Übels nur verändert, aber nicht beseitigt, und daß sie schon gar nicht imstande ist, das Übel selbst zu heilen. Näher zum Kern der Dinge gelangt Vilmar, wenn er (obzwar sehr verklausuliert) die «Annahme unabänderlicher Wirtschaftsgesetzmäßigkeiten» verwirft und, mit andern Worten, den Unterbau wenigstens anzuvisieren beginnt. Aber leider hindert der theologische Ansatz zur Kritik, über die Forderung nach bloßer Reform hinauszugehen.

Auch Vilmar gibt indessen zu, daß «an zahllosen Stellen in unserer Arbeitswelt das Prinzip der Arbeitsteilung bereits sich selbst ad absurdum» geführt habe, und er lehnt ganz richtig die «meist sehr bedenklichen, weil nur eingebildeten psychologischen Methoden der (Pseudo-)Humanisierung» ab. Mit größtem Nachdruck wird zudem hervorgehoben, daß allen Äußerungen von Arbeitern, sie hätten sich an die Monotonie der Arbeit gewöhnt, mit Mißtrauen zu begegnen ist, zumal die Praxis immer wieder das genaue Gegenteil beweist: Es gelingt zwar vielen, sich über ihre Lage selber hinwegzutäuschen; bei erstbester Gelegenheit versagt die Täuschung aber, und die üblichen Folgen der Entfremdung brechen dann hervor. Schließlich ergibt sich aus dem Bericht die Forderung nach Umgestaltung der Grundschule. Nur ein umfassender, polytechnischer Unterricht kann den schädlichen Wikungen der Arbeitsteilung steuern. Das individualistisch angelegte und einer ganz andern Gesellschaft angemessene humanistische Bildungsideal ist in seiner ursprünglichen Form dem Menschen nicht mehr dienlich.

Fassen wir zusammen: Die Klassengesellschaft und ihre Widersprüche bestehen weiter. Die Selbstentfremdung begegnet uns zwar unter andern, vielfältigeren Gesichten als vor hundert Jahren; sie ist jedoch keineswegs aus der Welt geschafft. Von menschlicher Erfüllung, von Menschsein in der Arbeit ist nicht die Rede. Die Verelendung mag sich äußerlich gewandelt haben, ja vielleicht gar nach außen in glänzende Täuschung umschlagen – dennoch ist sie da. Die Wohlstandsgesellschaft von gleichberechtigten Partnern ist eine Fiktion.

Selbstverständnis

Die formale Demokratie hat den Arbeiter «freier» gemacht. Er kann, wie man etwa hört, seine «Affekte» an der Wahlurne oder als Konsument loswerden; er kann sich heute «allerhand leisten», vor allem dann, wenn seine Frau mitverdient. Diese Änderung des Lebensstils wird oft für Verbürgerlichung genommen. In Wirklichkeit ist «im Gegenteil (ganz abgesehen von der objektiv proletarischen Abhängigkeit eines immer größeren Teils der Erwerbstätigen) unter der materiellen Einkleidung eines mehr oder weniger bürgerlichen Wohlstandes weithin eine Nivellierung im Sinne einer

geistig-seelischen Proletarisierung zu konstatieren, das heißt ein Lebensstil der Fremdbestimmung...» (F. Vilmar). Eine «universelle Entfremdung» greift um sich.

Soweit die Lage gemäß unserem Bericht. Unter dem schäbigen Glanz des Wirtschaftswunders bleibt somit bei näherem Hinsehen nicht viel «Wohlstand» übrig. Auch das Bewußtsein von «unten» und «oben» ist erhalten; freilich ist die Fähigkeit, dies zu formulieren, kaum mehr vorhanden. Nur einige Geschulte – nach Lage der Dinge meistens Kommunisten – bringen laut Bericht noch ein hinreichendes gesellschaftliches Selbstverständnis auf. Abgesehen von diesen vereinzelten und verlorenen Rufern in der Wüste muß die sozialistische Tradition als abgebrochen betrachtet werden. Wir tun gut daran, dies mit aller Deutlichkeit zur Kenntnis zu nehmen. Die Theorie des Sozialismus ist aus der Arbeiterschaft zu einem guten Teil verschwunden; Klassengesellschaft und Klassenbewußtsein bestehen aber unverändert fort.

Der Gesamteindruck, so sagen Symanowski und Vilmar, ist derjenige «einer *tiefen, erschütternden und beängstigenden Resignation der Arbeiterschaft*». Eine allgemeine Teilnahme an Fragen der Klassengesellschaft besteht nicht mehr; sogar die Solidarität der Arbeiter untereinander hat schon erste Einbrüche erlitten. Einzig in den seltenen Fällen, bei welchen die latenten Widersprüche in der Gesellschaft zum offenen Konflikt ausbrechen (etwa beim Metallarbeiterstreik in Schleswig-Holstein) erwachen sofort und überall die alte Solidarität und Kraft und das Bewußtsein, Partei zu sein und gemeinsam etwas zu vermögen. Abgesehen von diesen Einzelfällen, sind jedoch die Arbeiter nicht mehr Kämpfer; eine *ungeheure Enttäuschung* hat sich ihrer bemächtigt. Bei näherem Hinsehen zeigt sich aber doch, «was ihnen wirklich auf der Seele brennt: daß sie während der Arbeitszeit gezwungen sind, *unmenschlich zu existieren*».

Folgerungen

Für Symanowski und Vilmar folgt aus der überraschenden Sicht der Fabrikwirklichkeit, die wir vorstehend in Auszügen wiedergegeben haben, daß man sich nicht in die «Modephilosophie eines geschichtslosen, trotzigen Individualismus» flüchten dürfe und nicht in eine Anthropologie, die sich «zeitverhaftet», «hochmütig und fiktiv über die Gesellschaft, das ‚Man'» erhebt. Beides ist derzeit in der Theologie recht beliebt. Dann aber gehen die Autoren weiter – und hier sind sie uns noch näher – und fragen, ob nicht letzten Endes *doch* die Produktionsverhältnisse die Wurzel des Übels sind und die Arbeiterschaft mit ihrem Ungeist angesteckt haben. Daraus folgt ganz richtig die Erkenntnis, daß nicht so sehr die «Herren» zu kritisieren sind als vielmehr das ökonomische System.

Jedenfalls ist man sich vom theologischen Standpunkt aus in diesem Bericht einig darüber, daß «das (kapitalistische) System als solches Sünde» ist, daß diese Sünde durch ökonomische Notwendigkeit legalisiert wird, und daß dadurch «die Ausbeutung des einen durch den andern» Gesetz geworden ist. Aber auch die «künstliche Erzeugung der Konsumwünsche» und schließlich auch das «ungezügelte Anwachsen der Produktionskapazität unserer Wirtschaft» werden scharf kritisiert.

Das ist unzweifelhaft Kritik, die sich in der Nähe marxistischer Kategorien bewegt; sie bestätigt uns von neuem (falls es noch eines Beweises bedurft hätte!), daß die nüchterne Sicht der Gesellschaft auf eine materialistische Dialektik hinführt. Es sei deshalb wiederholt: Karl Marx stimmt immer noch. Für uns stellt sich allerdings die Notwendigkeit weitergehender Schlußfolgerungen. Aus der Tatsache, daß die ursprünglich marxistische Arbeiterbewegung unheilvolle ideologische Einbußen erlitten hat, erwächst für uns die Frage, die auch Symanowski und Vilmar abschließend stellen: «Warum tun die Parteien nicht mehr, um die allgemeine Zukunftslosigkeit zu überwinden?» Die Parteien: das ist hier die Sozialdemokratie. Warum ist sie nicht erneuerungsmächtig und erneuerungswillig?

Die Frage beantworten uns Symanowski und Vilmar: Es muß etwas getan werden «im Theoretischen ... – den Menschen wieder einen Blick zu eröffnen für das ganze System, in dem sie stecken, damit sie darüber nachdenken». Diese zunächst theologisch verstandene Antwort muß auch politisch verstanden werden: Wenn die Schwäche sozialdemokratischer Tagespolitik und ihre Zukunftslosigkeit überwunden werden soll, muß erst die Theorie wieder gestärkt werden. Es muß vor allen Dingen überall wieder Klarheit darüber gewonnen werden, daß die Klassengesellschaft weiterbesteht, daß nur die Manipulation verfeinert wurde. Wenn die Sozialdemokratie, die ja selber bald mehr zum «oben» als zum «unten» zu rechnen ist – auch das muß einmal gesagt sein –, wenn wir uns wieder an die gesellschaftlichen Tatbestände des «unten» und «oben» halten, dann sind uns auch Ziel und Zukunft wieder gegeben. Es heißt nicht zur Gesellschaftskritik von 1848 zurückzukehren. Aber es ist dringend notwendig, uns die Anschauungsweise von Karl Marx wieder in Erinnerung zu rufen. Denn die marxistische Ideologiekritik gilt nicht nur für das 19. Jahrhundert; sie ist durchaus wandlungsfähig – *Karl Marx stimmt immer noch.*